

wählte Peter Grohmann schließlich für ein Bürgerprojekt ganz eigener Art: die Stuttgarter »AnStifter« mit dem jährlich verliehenen »Stuttgarter Friedenspreis«, über dessen Vergabe – noblesse oblige – die vielen Mitanstifter basisdemokratisch entscheiden.

Peter Grohmanns berufliches Werden zu umschreiben, ist nicht ganz leicht: heute jedenfalls Kabarettist und Schriftsteller, so meint er selbst – und das bei gerade mal vier Jahren Schulzeit. Und damit konnte der junge Flüchtling in Pfullingen Schriftsetzer lernen, bei einem Buchdrucker, der gerne die Schlachten der Wehrmacht in Russland nochmals schlug und die Broschüren der »alten Kameraden« aus Wehrmacht und SS druckte. Mit einem Umweg über Ravensburg geriet Grohmann nach Stuttgart zur »Allgemeinen Zeitung für Württemberg«, dem Organ der württembergischen SPD. *Tempi passati*. Schriftsetzer waren meist aufgeweckte, politisch bewusste Menschen. Peter Grohmann wurde der erste Kriegsdienstverweigerer Baden-Württembergs – worüber er im Buch nur wenige Worte verliert. In Stuttgart stand er dann bald mitten in der außerparlamentarischen Opposition seiner Zeit, lange vor und lange über die APO hinaus: Ostermarsch und Notstandsgesetze, »Kampf dem Atomtod«, Mitbegründer des legendären »Club Voltaire« und des Stuttgarter Theaterhauses, Antiatombewegung, Protest gegen Stuttgart 21 und schließlich eben die »AnStifter«.

»Vaterlandslose Gesellen« schimpfte das wilhelminische Deutschland die Sozialisten und meinte damit zugleich unpatriotisches Verhalten und Heimatlosigkeit im weiteren Sinne. In Peter Grohmanns Biografie spielt Heimat eine wichtige Rolle. Der Verlust der Breslauer Heimat, die Flucht mit Mutter und kleinem Bruder und dem Teddy mit dem »appen Arm«, die Dresdner Bombennächte – verschüttet in einem Keller – und die verbrannten Kinder, die Flucht zurück nach Breslau im Führerhaus eines russischen Armee-Lastwagens mit dem jungen Offizier Sascha aus Odessa, der deutsch konnte und Goethe kannte und sein Brot mit der ausgehungerten Familie teilte, damit es nie

wieder Krieg gebe, das waren frühe, prägende Erfahrungen. Dann wieder Vertreibung, in die DDR, Flucht in den Westen, Zuweisung nach Zwielfalten, wo die Familie dreifach ausgegrenzt war: sozialdemokratische protestantische Flüchtlinge. Der Lehrer ließ es die Grohmannkinder spüren.

Immer wieder kommt Grohmann in seiner Biografie auf Breslau und den Heimatverlust zu sprechen, auch auf das Ignorieren der Vertreibung durch weite Kreise in der Bundesrepublik – und die verbohrte-revanchistischen Vertriebenenfunktionäre auf der anderen Seite. Vertreibung hier aber geschildert aus linker Sicht, die nicht verschweigt, wie die Breslauer zuvor der Vertreibung und Vernichtung von Zehntausenden ihrer jüdischen Mitbürger in der Mehrheit taten- und teilnahmslos zusahen. Eine Heimat fand der Flüchtling dann bei den Falken, damals noch Jugendorganisation der SPD, bevor diese ihre eigene Jugend wie auch Peter Grohmann aus der Partei warf. Bei den Falken erfuhr der junge Schriftsetzer, was er bis dato noch nicht besaß: Bildung! – auf den Gruppenabenden, in Zeltlagern, auf Wanderungen und Ausflügen, hörte zum ersten Mal von Auschwitz und von den deutschen Freiheitsbewegungen seit dem Bauernkrieg. Und bei »Frau Dr. Leonhard«, vor der man tiefen Respekt hatte, der Mutter von Wolfgang Leonhard, hörten die Jungen zum ersten Mal von Brecht und Döblin, von den politischen Kämpfen in der Weimarer Republik und vom Exil in Moskau. Und sie liebten die Jungen politische und literarische Werke aus ihrer Bibliothek.

Hilfe bei der Suche nach Heimat, und sei es nur eine vorübergehende, stand im Mittelpunkt des »Gastarbeiterfestivals« 1969 in der Messehalle auf dem Killesberg, organisiert vom Sozialistischen Zentrum, als Tausende von »Gastarbeitern« – gängiger war in der Bevölkerung seinerzeit noch der Begriff »Fremdarbeiter« – aus aller Herren Länder mit Musik, Tanz und kulinarischen Spezialitäten ihrer Heimat zusammen feierten. Heimatsuche im kleinen dann in einer Groß-Wohngemeinschaft in der Kernerstraße, bis ein rechtsradikaler

Koch der Kneipe nebenan sich nachts ins Kinderzimmer schlich und dort Feuer legte. Hab und Gut verbrannte, und die Angst blieb. Wieder ein Heimatverlust. Nach der »Wende«, 1993, ging Grohmann mit seiner Lebensgefährtin »nach drüben«, wagte den Neuanfang, natürlich mit einem politisch-kulturellen Projekt, und nun auch vermehrt als Kabarettist (»Vom Stasi zum Aldi«), und ist erstaunt über die (Spieß-)Bürgerlichkeit der Ostbevölkerung, in Institutionen und neuer Freunde. Das Bürgerprojekt der »AnStifter« wird geboren. Knapp zehn Jahre später bringt es Peter Grohmann aus dem Osten mit, als er wieder umsiedelt – zurück nach Stuttgart. In die alte Heimat? Womit die Biografie in der Gegenwart ankommt, die der Autor wie selbstverständlich in seinen Lebensrückblick aufnimmt. Und wie ein ganzes Leben lang begreift Peter Grohmann diese Gegenwart mahndend als Auftrag zum Handeln, zur Einmischung, als Beginn einer Zukunft, die eine bessere werden soll. Von Alter keine Spur. Leben! *Raimund Waibel*

Folkhard Cremer

Als Schweningen Großstadt werden wollte. Bürgermeister Ingo Lang von Langen, das Rathaus von Hans Herkommer, das Krematorium und der städtische Siedlungsbau der 1920er Jahre.

(Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, Band 36). Villingen-Schwenningen 2014. 96 Seiten. Kartografiert € 14,90. ISBN 978-3-939423-48-5

»Du willst unser Schweningen kennen lernen? ... Durchschreite die Straße! Allenthalben wird gebaut. Hunderte von Händen rühren sich. Sie schaffen neue Wohnungen, Fabriken, Werkstätten, Geschäftsräume. ... Arbeit, Arbeit, schwirrender Rhythmus der Arbeit – das ist Schweningen!« Mit diesen pathetischen Worten des Oberlehrers Karl Henke von 1928 leitet Folkhard Cremer sein Buch zur Stadtplanung und Architektur Schweningens in den 1920er-Jahren ein. Die enorme Dynamik dieser fast ganz von der (Uhren-)Industrie

geprägten, dabei erst rund 20 Jahre alten Stadt brachte nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ beachtliche architektonische Leistungen hervor. Die Stadtentwicklungsplanung unter Oberbürgermeister Ingo Lang von Langen, mehrere Siedlungsprojekte, ein neues Rathaus und ein Krematorium mit stadtbildbeherrschender Wirkung wurden gleichwohl bisher weder in der lokalhistorischen noch in der architekturgeschichtlichen Forschung angemessen gewürdigt.

Drei aufeinander aufbauende Ebenen machen den gut 90 Seiten starken Band wertvoll: Zahlreiche Abbildungen stellen erstens die Bauten selbst in zeitgenössischen und aktuellen Ansichten vor, ergänzt um weiteres Material wie Pläne, Archivalien und Dokumentationen von späteren Zuständen.

Dem Autor, Mitarbeiter beim Landesamt für Denkmalpflege, geht es zweitens darum, die vor Ort gefundenen Lösungen stil- und architekturgeschichtlich in größere Zusammenhänge einzuordnen. Die Bezüge reichen dabei von der Wiederbelebung der Gotik im 19. Jahrhundert über Expressionismus und Heimatstil bis zum Funktionalismus im Werkbund und der Neuen Sachlichkeit. Auch Bewertungen der Denkmalqualitäten fehlen nicht, wie z.B. zum Krematorium: «Trauerhalle und Nebenräume sind mit ihrer wandfesten Ausstattung samt Zubehör in einem historischen Zustand erhalten, der in dieser Authentizität äußerst selten ist.»

Drittens ist es Cremers Anliegen, die in Schwenningen verwirklichten Bauten in ihren sozialen und gesellschaftlichen Funktionen zu erfassen. Er ordnet sie in zeitgenössische stadtsoziologische und städtebauliche Konzepte ein und macht sie als «Zeugnisse für das Demokratieverständnis der Weimarer Republik» fruchtbar. Da es aufgrund der ständigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Krisen dieser ersten Republik auf deutschem Boden andernorts oft an realisierten aussagekräftigen Projekten mangelt, kommt den Schwenninger Baudenkmalen besonders unter dieser Perspektive einige Bedeutung zu.

Die vom Motto «Sozialreform statt Sozialrevolution» beeinflussten Ar-

beiterwohnungsbauprojekte des Schwenninger Stadtbaurats Ernst Möbs waren nicht nur durch kosten-senkende Typisierungen und die Verwendung billiger Materialien bestimmt. Sie konnten ihre gesellschaftspolitische Wirkung nur entfalten, weil ein hoher gestalterischer Anspruch an die «gute Gesamtform» hinzukam. Entsprechend lautet dazu das Fazit Cremers: «Salinenfeld, Sauerwasen und Hammerstatt sind Siedlungen, mit deren Architektur 'volks-erzieherische Ziele' durch ästhetische und raumkünstlerische Qualitäten im Sinne der Werkbundideen und in der Nachfolge Schmitthenners angestrebt wurden.»

Das Kapitel zum 1926 bis 1928 vom damals deutschlandweit renommierten Stuttgarter Architekten Hans Herkommer errichteten Rathaus beginnt mit einem kurzen Abriss über die allgemeine Geschichte dieses Bautyps. Die ausführliche Baubeschreibung zeigt auf, dass Herkommer eigentlich alle Repräsentationsformen historischer Rathausarchitektur in reduzierter Gestalt in Schwenningen anwesend machte. Cremer beurteilt dies eher kunsthistorisch und nicht so sehr in Bezug auf das in den Baudetails zum Ausdruck kommende Demokratieverständnis: «Der Expressionismus ist hier im Sinne des Werkbundgedankens in einer guten sachlichen Form, die antihistoristisch aber traditionalistisch ist, gebändigt.»

Auch bei der Vorstellung des Krematoriums nimmt die architekturgeschichtliche Einordnung von dessen expressionistisch neu interpretierter gotischer Formensprache breiten Raum ein. Cremer belegt, dass der Architekt und Schwenninger Stadtbaurat Julius Feucht eigenständigen Vorstellungen folgte und nicht als Epigone Hans Herkommers zu beurteilen ist. Zugleich gelingt es dem Autor, die monumentale, stadtbildbeherrschende Wirkung des auf einer Anhöhe vor dem Hochwald liegenden Gebäudes, die er «fast als einen stadtgestalterischen Geniestreich» bezeichnet, als eine gesellschaftlich relevante Aussage zu präzisieren: Sie bewirkt die Metamorphose des ursprünglich für Herrscherpersönlichkeiten entwickelten Bautyps des

Mausoleums zu einem Totenmonument nach dem Gleichheitsgrundsatz der demokratischen Gesellschaft.

Die Lektüre vermittelt viele Anregungen zum Verhältnis von Architektur und Gesellschaft. Deshalb nimmt man den in der Zusammenfassung formulierten Ausblick, «die ambitionierte Stadtentwicklungsplanung der 1920er Jahre» sei seither «nicht mehr auf dem gleichen städtebaulichen Niveau fortgesetzt» worden, mit einiger Wehmut zur Kenntnis.

Michael Hütt

Tobias Engelsing

Das jüdische Konstanz.

Blütezeit und Vernichtung.

Südverlag Konstanz 2015. 272 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Hardcover € 19,90. ISBN 978-3-87800-072-3



In Konstanz, ehemals Bischofs- und Freie Reichsstadt, gab es im Mittelalter eine große Jüdische Gemeinde, die in einer Steuerliste 1241 erstmals erwähnt wird.

Wie vielerorts wurde sie im Zusammenhang mit den Pogromen von 1348/49 vernichtet. Die Quellen berichten, dass damals 300 Konstanzer Juden verbrannt wurden. Eine Jahrzehnte später wieder etablierte Gemeinde wurde 1448 erneut, 1537 endgültig, ausgewiesen und vertrieben. Erst im 19. Jahrhundert kam es zu einer erneuten Ansiedlung von Juden in der Stadt. Gegen Ende des Jahrhunderts zählte die neue Gemeinde 528 Mitglieder, was etwa 2,5 Prozent der Stadtbevölkerung gleichkam. Ausgrenzung, Verfolgung und Vertreibung, Deportation und Ermordung in den Konzentrationslagern beendeten deren Existenz in der NS-Zeit. Nach dem 2. Weltkrieg entstand die jetzige Gemeinde, die nach 1990 durch die sogenannten Kontingentflüchtlinge einen größeren Zuzug erlebte.

Die Geschichte der Juden in Konstanz ist relativ gut erforscht. Bereits 1971 schuf die Dokumentation zum 19. und 20. Jahrhundert von Erich